

„ZWISCHEN FASZINATION UND GRENZERFAHRUNG –
EXTREMEXPEDITIONEN INS EIS“:

*Festvortrag der Abendveranstaltung am 3. Mai 2007 von
Arved Fuchs, Abenteurer und Polarforscher, Bad Bramstedt.*

Es freut mich ganz besonders, heute vor Ihnen sprechen zu können – zumal an diesem Ort, denn es gibt einen Salesianer-Pater, den ich selbst nicht kennengelernt, dessen Wege ich aber immer wieder gekreuzt habe. Alberto de Agostini ist sein Name und er wirkte und lebte in Ushuaia in Argentinien, im fernen Feuerland. Er war ein ausgezeichnete Alpinist und Ethnograph, der sich im humanitären Bereich sehr stark gemacht hat für die Belange der damaligen Indianer. Auch in diesem Sinne fühle ich mich hier sehr geborgen.

Der frühere Vorstandssprecher der Deutschen Bank und später auf so tragische Weise ums Leben gekommene Alfred Herrhausen hat einmal gesagt: „Wir müssen das, was wir denken, auch sagen. Wir müssen das, was wir sagen, auch tun. Und wir müssen das, was wir tun, dann auch konsequenterweise sein.“

Ich finde das eine bemerkenswerte Aussage, weil sie im Grunde genommen genau das trifft, was ich als junger Mensch, als Heranwachsender, empfunden und gefühlt habe. Ich war durchdrungen von dem Gedanken, aufzubrechen. Ich bin in einer Familie groß geworden, wo das Buch im Mittelpunkt stand, in der man viel las, und wo ich auch Zugang hatte zu so genannter Abenteuerliteratur.



Damals waren meine Helden vor allem die Hauptakteure der Expeditions- und Reiseberichte wie Fridtjof Nansen oder Roald Amundsen, die großen Norweger. Ich war immer nach Skandinavien hin orientiert und lebe ja auch immer noch in Norddeutschland. Für mich als Junge stand damals eigentlich schon fest: Wenn ich mal groß bin, eifere ich meinen Vorbildern nach. Irgendwann wird man dann erwachsen und das Echo beginnt zurückzukommen – nach dem Motto: Du bist jetzt erwachsen, jetzt werde auch endlich vernünftig. Übe einen Beruf aus, der dich und deine Familie ernährt und lebe so, wie man das von dir erwartet. Lass’ endlich die Flausen mit den Expeditionen und den Abenteuern.

Ich habe das Herrhausen-Zitat auch einmal im Umkehrschluss für mich interpretiert. Ich habe mir nämlich gesagt, du musst auch das tun, was du bist. Und ich empfand mich nun mal als jemand, der ausbrechen, der rausgehen wollte.

Das Wort Abenteurer, wie es in Bezug auf mich manchmal so pauschal verwendet wird, habe ich immer ganz anders verstanden. Abenteurer war für mich etwas, was im Kopf stattfindet. Es ist die Freiheit, das Unmögliche zu denken, sich mit Dingen auseinanderzusetzen, von denen andere erst einmal sagen, das geht nicht. Das Unmögliche oder das vermeintlich Unmögliche möglich zu machen, kreuz und quer zu denken, das ist für mich das Abenteuer, wie es im Kopf stattfindet. Erst wenn man dann wirklich zu einem Schluss kommt und sagt, diese Reise oder diese Expedition möchte man machen, dann beginnt man in den Bereich umzusteigen, in dem man abwickelt. Das hat dann wirklich gar nichts mehr mit dem romantisch verklärten Blick oder mit Abenteuer zu tun. Dann geht es konkret darum, alles handwerklich richtig zu machen.

Abenteurer müssen überlebbar sein, das ist die Prämisse, die allem voran steht. Die Philosophie, der zufolge es heißt, Gottesopfer müssen gebracht werden im Expeditionsbereich, entspricht nicht meinem Credo. So wichtig sind diese Expeditionen wiederum nicht, dass man bereit wäre, sich selbst in eine unverhältnismäßig große Gefahr zu begeben. Das gleiche gilt für das Team, mit dem man unterwegs ist.

Die Freiheit aufzubrechen war das, was mich damals durchdrungen hat. Einzutauchen in diese Naturlandschaften ist etwas, was einen auch wirklich vorwärts bringt. Träume, aus denen Visionen entstehen, das ist etwas, was nicht nur das Individuum als solches braucht, sondern auch eine Gesellschaft. Denn Visionen sind es, die Aktivitäten generieren. Gerade wenn man sich in der Welt

umblickt, entdeckt man mannigfaltige Probleme. Wir brauchen daher mehr Visionäre auf allen Gebieten, ganz besonders aber im Umweltbereich wie bei der angesprochenen Klimaproblematik.

Wie kommt man nun auf diesen Weg? Erst einmal musste ich Erfahrungen sammeln. Ich habe den Leitsatz von meinen Eltern mit auf den Weg bekommen, der lautete: "Junge, Du kannst alles machen, aber mache es richtig." Dieses Richtigmachen beinhaltet auch Verantwortung – Verantwortung gegenüber der eigenen Leiblichkeit, aber auch gegenüber den Zurückbleibenden und dem Team. Richtigmachen fordert für mich auch eine gewisse Form des Pragmatismus bei der Vorbereitung. Dieser Pragmatismus kam bei mir in diesem Fall zum Tragen bei der Erkenntnis: Wenn man in die kalten Zonen gehen will, muss man erst mal wissen, was Kälte ist.

In Norddeutschland lassen sich schwer Temperaturen von -30°C bis -40°C erfahren. Also bin ich zu einer Großschlachtereigegangen, bei der es Schockgefrierräume gab. Es bedurfte immenser Überredungskunst, bis man bereit war, mich in einen Gefrierraum zu lassen. Heute ginge das wahrscheinlich aus Hygienegründen und aufgrund von Gesetzesvorgaben gar nicht mehr. Damals war es noch möglich, und ich verbrachte manche Nacht bei stolzen -38°C in der Gefrierkammer – nicht alleine, sondern meistens mit Freunden. Es war allerdings niemals der gleiche Freund, ich musste mir immer wieder neue suchen! Ganz offen gesagt, froh ich mir die Seele aus dem Leib, denn die damalige Ausrüstung war trotz vollmundiger Versprechungen der Hersteller, dass der Komfortbereich bei -30°C liege, unzulänglich. Schluss war bei -10°C .

So sammelte man Erfahrungen, nicht nur im Umgang mit dem individuellen Kälteverhalten – jeder Mensch hat ein eigenes Kälteverhalten – sondern in ganz besonderem Maße mit der Ausrüstung und mit den Auswirkungen der Kälte auf die Psyche. Man darf sich nicht von der Kälte beherrschen lassen. Man muss lernen, mit ihr umzugehen und sie als eine Gegebenheit zu akzeptieren.

Dann folgten einige Expeditionen, bei denen wir auch Sportmediziner konsultierten. Die waren ebenfalls an dem interessiert, was wir machten. Sie fragten sich, was eigentlich in einem Organismus passiert, der über Wochen und Monate bei -30°C bis -40°C unterwegs ist. Was passiert mit dem Stoffwechsel, mit dem Hormonhaushalt? Wir stellten uns immer wieder als Versuchskaninchen zur Verfügung.

Damals ging es uns vor allem um die sportliche Herausforderung, um den Ehrgeiz, die gesteckten sportlichen Ziele für sich selbst zu erreichen. Auf diese Art verwuchs man mit diesen Naturlandschaften. Im Laufe der Jahre, in denen man lernte, mit Hundeschlitten unterwegs zu sein und in aller Selbstverständlichkeit über Wochen und Monate in Eis und Schnee allein unterwegs war, verschmolz man mit der arktischen oder antarktischen Landschaft. Der Umgang mit der Landschaft wird ganz normal, wie bei den Inuit, die ja auch seit vielen Generationen dort leben und für die Schnee, Eis und Kälte normal ist.

Das Unmögliche möglich zu machen, das hat mich als Aufgabenstellung gereizt: etwa die Winterumrundung des Kap Hoorn im Faltboot. Niemals zuvor hatte das jemand unternommen. Ich kannte sämtliche Mythen,

die sich um dieses Kap des Schreckens rankten. Viele große Schiffe sind dort von den Stürmen zerschmettert worden. Nun wollten zwei Einzelpersonen im Winter im Kajak das Kap umrunden. Es hat funktioniert – und nicht etwa, weil wir besonders tollkühn gewesen wären. Natürlich gehört auch Glück dazu.

Hätten wir unsere Expeditionen nur auf den Faktor Glück gebaut, stünde ich heute Abend nicht hier vor Ihnen. Es war auch Strategie, die wir den Indianern, die einst dort lebten, abgeschaut hatten. Es war eine Verfahrensweise, die es uns ermöglichte, immer wieder bis an unsere Grenzen zu gehen, sie bisweilen auch zu überschreiten, aber eben nicht permanent. Die hohe Kunst des Expeditionsreisens liegt darin, sich in Extremsituationen immer noch ein gewisses Maß an Urteilsvermögen zu bewahren. Man muss immer sagen können: Bis hierhin und nicht weiter. Wenn man erschöpft und müde ist, vielleicht auch verängstigt in solchen Situationen, dann liegt es eigentlich näher, weiterzumachen als darüber nachzudenken, dass diese und jene Faktoren auch noch eine Rolle spielen und es besser ist, sich jetzt geordnet zurückzuziehen.

Dieses Sich-Auseinandersetzen mit der Aufgabe erfordert zusätzliche Energie, die beileibe nicht immer zur Verfügung steht.

Mich haben von jeher zwei große Naturlandschaften fasziniert: auf der einen Seite die Polarregionen, auf der anderen Seite die Meere, die Ozeane, die größten Naturlandschaften, die es auf der Erde überhaupt gibt.

Der antarktische Kontinent, der arktische Ozean sind für mich immer irgendwie Schnittstellen gewesen. Die Polarregionen sind im Grunde die Regionen, in denen man dem Weltraum am nächsten ist. Ohne Hilfsmittel sind sie eigentlich nicht bewohnbar. Selbst für Eskimos gibt es Gebiete, in denen sie nicht mehr existieren können. Wenn man von den wissenschaftlichen Stationen absieht, sind diese Regionen ja auch von jeher menschenleer gewesen.

Der Nordpol ist der eine magische Punkt – man entsinnt sich an das Rennen zwischen Robert Peary und Dr. Frederik Cook, diesen beiden großen Kontrahenten. Der eine behauptete, 1908 am Nordpol gewesen zu sein, Peary ein Jahr später. Beider Ansprüche wurden angezweifelt, wobei Peary wahrscheinlich zumindest in Polnähe war. Dieser unglaubliche Einsatz, den diese Männer über Jahre hinweg gebracht haben und der eigentlich ihr ganzes Leben bestimmte, hat sie geprägt. Ja, es hat eigentlich eine ganze Generation geprägt. Überlagert war das natürlich von einem unglaublichen nationalen Pathos. Es ging damals nicht nur um das eigene Erleben, es ging um König und Vaterland, um nationales Prestige.

Das führte auch zahlreiche Expeditionen, wie beispielsweise die von Robert F. Scott in der Antarktis auf dessen Expedition zum Südpol, dem anderen magischen Punkt, in den Untergang. Die Bereitschaft aufzugeben und als Verlierer vor der Nation dazustehen war einfach nicht zu ertragen. Damals starb man tatsächlich lieber, als dass man mit der Schmach der Niederlage weiterlebte.

Diese Last ist uns heute natürlich vollkommen genommen. Ich werde oft gefragt, ob ich denn lieber im Zeitalter eines Peary, Nansen oder Shackleton gelebt hätte. Nein danke, kann ich da nur antworten, ich fühle mich in unserer Zeit eigentlich sehr wohl. Es geht heute nicht mehr darum, irgendwelche Ländereien in Besitz zu nehmen. Es gibt auch nicht mehr die berühmten weißen Flecken auf der Landkarte. Die Erde ist entdeckt.

Über Expeditionen aus der Luft, über Flugzeuge, über Satelliten oder Google Earth sind auch die letzten Winkel auf diesem Planeten bekannt. Aber es gibt die weißen Flecken auf meiner ganz persönlichen Landkarte. Ich selbst entdeckte diese Landschaften für mich und dabei auch mich selbst, indem ich mich mit diesen Naturlandschaften auseinandersetze. Das gilt in ganz besonderem Maße auch für eine Nordpolexpedition, die ich durchgeführt habe. Mit Teilnehmern aus acht verschiedenen Nationen, einem internationalen Team, 1.000 Kilometer über diesen zugefrorenen Ozean – das ist nicht immer nur Spaß. Es ist auch eine Tour der Leiden, mit Erfrierungen und Ähnlichem. Wir machen das nicht, weil wir von Haus aus geborene Masochisten sind. Man versucht natürlich, das Risiko in den Griff zu bekommen und zu minimieren. Aber es gelingt nicht immer.

Ich glaube, man muss sich die positiven Dinge im Leben erarbeiten, auch wenn es mal zwickt und zwackt. Diese Konsumhaltung, aus der heraus man immer meint, alles habe irgendwie zu funktionieren und werde einem auf dem Präsentierteller dargebracht, von dem man sich nur bedienen müsse, ist nicht das Gleiche. Diese Erlebnisse muss man sich erarbeiten. Der schöne latei-



nische Satz „per aspera ad astra“ – frei übersetzt etwa „durch Ungemach zu den Sternen“ – bedeutet genau das. Die positiven Eindrücke im Leben muss man sich wirklich erarbeiten.

Die Expedition zum Nordpol war die Entdeckung des Nutzlosen, wenn ich es so formulieren darf. Es gab dort nichts Neues zu entdecken: ein zugefrorener Ozean mit all seinen Tücken und Schwierigkeiten, über den wir fast 50 Tage gelaufen sind. Man findet den Weg nur, wenn man auf 90 Grad nördlicher Breite richtig navigieren kann. Ansonsten unterscheidet sich dieser Punkt in nichts von den vorangegangenen 1.000 Kilometern. Aber es ist eine Lebenserfahrung. Man kommt auch wirklich an die Natur heran. Und der Nordpol ist für mich jetzt nicht mehr nur so ein ferner Punkt. Ich persönlich verbinde sehr viel mit dieser Expedition, weniger mit dem Punkt als solchem, als mit dem Weg dorthin. Dabei galt tatsächlich der Satz: Der Weg ist das Ziel. Das Zusammenwirken von acht unterschiedlichen Menschen aus acht verschiedenen Kulturkreisen, die sich zusammenraufen mussten, um diese schwierige Aufgabe zu meistern: das ist eine Lebensschule. Und das ist auch das Salz in der Suppe dieser Art zu leben. Man muss sich dabei immer wieder arrangieren und immer wieder den Herausforderungen der unterschiedlichsten Art stellen.

Ähnlich war es im selben Jahr bei der Antarktisdurchquerung zusammen mit Reinhold Messner: 2800 Kilometer auf Skiern durch größtenteils zuvor noch nie begangenes Gebiet. Sportmediziner sagten, das gehe nicht, wir seien keine Pferde. Man könne als Mensch keine 130 Kilogramm schweren Schlitten hinter sich herziehen, man bekomme Sehnenentzündungen und andere Gelenkprobleme. Das war alles nicht von der Hand zu weisen. Aber mit der richtigen Methode, mit der richtigen Vorgehensweise war auch das zu meistern. Wir haben es wirklich in 92 Tagen geschafft, den antarktischen Kontinent als erste zu Fuß zu durchqueren. Natürlich muss man auch hier wieder die Frage stellen: Wem nützt das eigentlich? Es ist der Satz, den ich immer wieder höre.

In aller Regel antworte ich dann: Zuallererst nützt es mir. Ich möchte das tun und ich benachteilige ja niemanden dadurch, dass ich das mache. Ich realisiere solche Träume, solche Visionen für mich. Im Laufe der Jahre verändert sich auch die Sichtweise. Anfangs war ich noch von rein sportlichen Wünschen getrieben, aber man wird älter. Heute muss ich mir nicht mehr beweisen, dass ich Skilaufen, Kajakfahren oder Segeln kann.

Mittlerweile verstehe ich diese Expeditionen mehr und mehr als eine Plattform, um Menschen Zugang zu diesen Landschaften zu gewähren, Menschen, die nicht selbst vor Ort sein können. Massentourismus in diesen Regionen wäre auch gar nicht wünschenswert. Ich reise sozusagen als Stellvertreter dorthin, ich betreibe Lobbyarbeit für diese Naturlandschaften. Diese Regionen sind Kulturlandschaften, in der es indigene Völker gibt, die seit Tausenden von Jahren dort leben und arbeiten und die im übrigen immer die Leidtragenden sind, wenn sich dort etwas verändert. Das war damals bei den Walfängern so, die natürlich keine Rücksicht auf die Einheimischen genommen haben, und heute sind es gerade die Auswirkungen der Klimaveränderungen, die im Lebensalltag der Menschen hoch im Norden schon lange angekommen sind.

Dieser Kontakt mit den dort lebenden Menschen, mit den Naturlandschaften, das ist mir besonders wichtig geworden. Natürlich ist es immer ein Team, mit dem ich meine Unternehmungen durchführe, ein eingespieltes und professionell arbeitendes Team mit profunden Erfahrungen und Kenntnissen der Region. Aus diesem Grund lassen sich auch Dinge realisieren, die unter anderen Umständen nicht möglich wären.

Beispielsweise mit einem Segelschiff, der Dagmar Aaen, die bereits 1931 in Dänemark für arktische Gewässer gebaut worden ist und entsprechend meinen Vorgaben umgebaut und umgerüstet wurde, auf Polarexpeditionen zu gehen. Die Polarlandschaften haben für mich jeglichen Schrecken verloren. Ich bin in gewisser Weise zu einem Wanderer zwischen den Welten geworden. Ich wollte nie aussteigen oder die Brücken hier hinter mir abbrechen. Mir ist das Leben hier auch

sehr wichtig – Freunde und Familie bedeuten mir viel. Auch das kulturelle Leben und die Annehmlichkeiten der Zivilisation weiß ich zu schätzen. Ich glaube, wenn man sich auf Dauer entfernt, versteht man auch nicht mehr, was die Menschen beschäftigt. Davor hatte ich immer ein wenig Sorge, ja Angst.

Diese Angst habe ich heute nicht mehr, auch wenn ich einen Teil des Jahres draußen in der großen Natur verbringe und dort natürlich ganz anderen Gesetzmäßigkeiten unterworfen bin. Auf diesen Reisen in die Natur – ich sage das ganz ohne Pathos – lernt man Demut – Demut vor der Natur, vor der Schöpfung – gerade wenn man sich in elementaren Situationen befindet. Wenn ein Sturm viele Tage dauert und die Wellen immer höher gehen, sagt einem zwar der Verstand, dass auch der schlimmste Sturm irgendwann aufhört und man das Ganze eben nur überstehen muss. Dieses „eben nur überstehen muss“ führt einen häufig an die Grenzen. Das muss dann auch in einem Team aufgefangen werden. Deshalb lebt und arbeitet dieses Team auch seit vielen Jahren zusammen und realisiert immer wieder gemeinsame Projekte. Unser Segelkutter kann diesen Stürmen schon trotzen, aber wie Joseph Conrad einmal gesagt hat: „Ships are all right. It's the men on them.“ Es kommt eben immer auf die Mannschaft an, die das Schiff betreibt und bedient.

Ich glaube, dieses Zurückgeführtwerden an die Basis ist ein heilsamer Prozess. Wenn wir hier leben, haben wir immer den Eindruck, dass die Menschen die Natur bloß als eine Art Freizeitpark betrachten. Wenn irgendetwas aus dem Ruder läuft, wird es halt repariert.

Ich habe kürzlich mit Klimaskeptikern diskutiert, die sagten: „Wir haben die Vogelgrippe und BSE gehabt, kein Mensch spricht heute mehr davon. Auch die Klimadebatte wird vergehen.“ Ich aber denke, das hat eine völlig andere Qualität. Gerade auf Expeditionen in den Norden lässt sich beobachten, wie der Permafrostboden auftaut und die Gletscher zurückweichen, wie ganze Siedlungen abrutschen, weil das Meer über einen längeren Zeitraum eisfrei ist und durch die offene See mehr Seegang entsteht. Das wirkt sehr beängstigend – nicht nur für die dort lebenden Menschen, sondern auch für uns Betrachter von außen.

Auf Expeditionen in Patagonien haben wir sieben Erstbesteigungen gemacht und die erste Durchquerung des südlichen patagonischen Inlandeises durchgeführt. Hier komme ich wieder auf Alberto de Agostini zurück, der dort die ersten Expeditionen geleitet hat in einer spektakulären Landschaft, aber auch mit einem sehr harschen Klima. Neun Tage im Orkan in einem engen Zelt zu sitzen, das ist auch für mich ein Rekord. Hinterher stellt man sich immer die Frage: War es das wert? Gibt es nicht eine beschaulichere Methode, um zu diesen Eindrücken zu kommen? Ich denke, hier muss jeder seinen eigenen Weg finden. Bei mir war es immer so, dass aus mir heraus stets die Träume und Visionen für neue Unternehmungen kamen. Damit kam auch die Freude daran – physisch und intellektuell –, sich an die Umsetzung der Aufgabe zu machen. Und irgendwann steht man dann wieder im Schneegestöber und sinniert über das eigene Tun und Handeln. Das Meistern einer selbst gestellten Aufgabe hat etwas zutiefst Zufriedenstellendes – nachdem es geklappt hat.

Meine erste Expedition habe ich 1977 durchgeführt: eine Wildwasserexpedition im Norden Kanadas. Die Bilder habe ich heute noch genauso glasklar und brilliant vor Augen, wie sie es damals gewesen sind. Diese prägenden Erlebnisse sind eine enorme Wertschöpfung für mich, die ein Leben lang für mich Bestand haben.

Jemand, der auch so ein Visionär gewesen ist, war der Engländer Sir Ernest Shackleton, der mit dem Schiff „Endurance“, das dann im Eis zerdrückt wurde, eine Antarktisexpedition unternommen hatte. Shackleton berührt mich, weil er es auch in den ausweglosesten Situationen immer geschafft hatte, seine Leute zu sammeln und zu motivieren nach dem Motto: Wir geben nicht auf, komme was da wolle! Dieses Selbstverständnis muss man erst einmal verinnerlichen. Shackleton hat es geschafft, alle seine Leute aus der hoffnungslosen Lage nach dem Schiffbruch und nach der Drift auf der Eisscholle herauszuholen. Mit einer Nusschale, einem sieben Meter langen Rettungsboot, hat er damals eine spektakuläre Rettungsaktion durchgeführt.

Im Jahre 2000 habe ich diese Expedition mit Freunden nachvollzogen und dieses Boot 1:1 nachbauen lassen. Nicht aus der Überlegung heraus, dass ich genauso gut bin wie ein Shackleton, sondern weil mich interessiert hat, wie Shackleton zu seinen Entscheidungen gekommen ist, warum er in bestimmten Situationen so entschieden hat und nicht anders. Das kann man nur, wenn man sich auf Augenhöhe mit ihm bewegt. Ich fühlte mich damals mit dem Team fit genug, diese Tour nachzuvollziehen, und es hat auch geklappt. Aber auch dies war eine Gratwanderung, ähnlich wie andere meiner

Expeditionen. Wenn ich allein an das Leben auf dieser Nussschale zurückdenke – das Seehandbuch schreibt über diese Region, dass 75 Prozent aller Wellen über 4 Meter hoch und Wellen über 35 Meter keine Seltenheit sind. Wir haben mehrere schwere Stürme durchlebt – durchlitten sollte ich besser sagen –, aber wir hatten das Boot immer im Griff. Insgesamt waren wir etwa 4 Wochen auf diesem Schiff unterwegs, um die Shackleton-Route nachzufahren. Dabei konnten wir auch nachvollziehen, warum er in bestimmten Situationen so und in anderen so entschieden hat. Damit war auch für mich eine wichtige Fragestellung beantwortet. Natürlich ging es auch um eine Hommage an diesen großen Polarfahrer.

Bei Expeditionen in den Norden geht es nicht darum, dass man sich bewusst großen Härten aussetzt. Wir akzeptieren die Rahmenbedingungen. Sie sind sozusagen der Eintrittspreis für den Zugang zu diesen Landschaften. Nachdem man Schwierigkeiten durchlitten hat, gibt es auch immer wieder die Phasen der Ruhe, des Sich-eins-Fühlens mit dieser Landschaft. Das ist es, was einen immer wieder aufbrechen lässt und immer wieder die Energie verleiht, etwa bei einer polaren Überwinterung monatelang in totaler Dunkelheit auszuharren oder schwere Stürme zu überstehen.

Wir versuchen, diese Eindrücke gerade auch in dem Sinne weiterzugeben, dass wir junge Leute für diese Naturlandschaften begeistern. Im Sommer haben wir jetzt auf Spitzbergen beispielsweise ein Jugendcamp, in das junge Menschen selbst aus China reisen, um sich dort unter wissenschaftlicher Anleitung theoretisches Grundwissen über die Polarregion anzueignen. Im zweiten Teil

nehmen wir sie mit hinaus, damit sie nicht nur theoretisch erfahren, was ein Gletscher ist. Der Hintergedanke dabei ist, dass wir die Jugendlichen begeistern wollen für die Einzigartigkeit der Landschaft und dass sie sozusagen als Botschafter dieser Landschaften an die Schulen ihrer Länder zurückkehren. Sie sollen bei ihren Altersgenossen als Multiplikatoren wirken.

Darüber hinaus gibt es die Kooperation mit einem wissenschaftlichen Institut. Auch hier bieten wir die Plattform. Wir machen Untersuchungen im Eis und im Meerwasser, über die wir Dokumentationen erstellen. Darüber finanzieren wir uns zu einem großen Teil. Indem wir nicht über irgendwelche öffentlichen Mittel finanziert werden, haben wir uns auch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt, woran uns auch sehr gelegen ist.

Anfang Juni werden wir wieder aufbrechen ins Eis – dann beginnt wieder die Wanderung von dieser Welt in eine andere. Ich freue mich sehr darauf – so wie ich mich im Oktober freuen werde, wieder hierher zurückzukommen.